Die wirtschaftliche Lage der Juden in Polen.*)

Von **Dr. Julius Hirsch**, Köln.

Die Industrie und die Juden.

Als obrigkeitliches Kunstprodukt wurde um 1820—1830 in das polnische Land Industrie verpflanzt. Sie nahm in den drei Hauptbezirken Lodz, Warschau und Sosnowice eine glänzende Entwicklung; ist verdankt Polen seinen steigenden Wohlstand; in den letzten sechzehn Friedensjahren (1897—1913) hat sie 41 Städte neu entstehen lassen. Deutsche christliche Einwanderer haben 1820 bis 1830 den Grundstein zur großen Textilindustrie um Lodz gelegt; Juden kamen erst nachher hinzu. Doch waren bei den ersten, für den industriellen Aufschwung entscheidenden Bautgründungen Juden stark beteiligt, sie haben die ersten Eisenbahnlinien, die großen Zuckerfabriken um Warschau mitbegründet, auch die Kohlenindustrie in Dabrowa mitfinanziert. Als die Zollgrenze zwischen Polen und Rußland und hernach auch nach Asien zu fiel, waren aus Innerrußland zurückgewanderte Juden die Eroberer der Absatzgebiete für Polens Industrie tief drinnen im eigentlichen Rußland, bis nach Sibirien, Persien, in die Mandschurei.

Doch nur mehr einzelne Schichten der Juden waren daran aktiv beteiligt. Dieselbe industrielle Entwicklung, welche die Juden fördern halfen, wurde ihnen in Polen zum Verderben. Dazu wirkten diese Momente zusammen:

1. Die rapide Vermehrung der polnischen Juden. Im Jahre 1850 zählte man ihrer in Kongreßpolen 550,197 = 11,45 Prozent der Gesamtbevölkerung, im Jahre 1913 1,957,000 = 15 Prozent der Gesamtbevölkerung.

Wenn wir den Juden eine spezifische kommerzielle Begabung zuschreiben müssen — und nach den vorliegenden Berufsstatistiken aller Länder ist daran wohl kein Zweifel mehr möglich — so bedeutet dieses Zusammendrängen der Träger dieser besonderen Begabung für weite Teile die Unmöglichkeit, von ihr Gebrauch zu machen, für die übrigen aber eine Verschärfung der Konkurrenz und damit Herabdrückung der möglichen Gewinne in einem Maße, wie man dies sonst in der modernen Wirtschaft kaum noch findet. Dies wurde noch verschärft:

2. Durch die rechtlichen Beschränkungen im Wohnsitze der Juden. Polen war einst das Zufluchtsland der Juden gewesen, nicht Rußland. Mit der Ausweitung des polnischen Reiches waren sie nach Litauen, Podolien, Wolhynien und Weißrußland gezogen. Das Zarenreich selbst hielt seine Stammprovinzen den Juden verschlossen, doch zogen sie im 18. und 19. Jahrhundert in die neueroberten Südprovinzen und mit freiheitlicheren Strömungen auch ins innere Rußland hinein, bis zum Kaukasus und nach Sibirien. Dem machten die Judenhetze und temporäre Bestimmungen des Grafen Ignatiew von 1881—1882 ein dauerndes Ende. Das Aufenthaltsrecht der Juden wurde auf die 10 Gouvernements Kongreßpolens und auf 15 weitere Westrußlands, im ganzen auf den 23. Teil des russischen Territoriums eingeengt, und das Wohnrecht auf dem Lande, von dem allerdings nur ein kleiner Teil (8 Prozent) Gebrauch gemacht hatte, wurde ihnen ganz genommen. Freies Aufenthaltsrecht im ganzen Reiche hatten bis zum Krieg nur die jüdischen „Kaufleute erster Gilde", die dieses Recht mit einer jährlichen Gewerbesteuer von 1800 Mark erkaufen konnten, dazu die Absolventen russischer Hochschulen, deren Zahl durch die „Prozentnorm" sehr gedrückt ist und einige kleine, der Zahl nach ganz belanglose Personenkreise. So erklärt sich das seltsame Bild in den polnischen Städten; man fand zum Beispiel:

in Warschau	(1912)	von	821,369	Einw.	Juden =	337,000 Prozent
in Lodz	(1915)	„	430,000	„	„ =	156,092 „
in Lublin	(1908)	„	62,804	„	„ =	31,791 „
in Kielce	(1908)	„	66,961	„	„ =	21,324 „
in Radom	(1908)	„	38,343	„	„ =	16,737 „

Die vielleicht an sich schon etwas zu niedrigen Prozentsätze steigen aber für 1908 in mittleren und kleineren Städtchen zu Sätzen wie diesen:

in Modislaw (Kielce)	von	5,161	Einw.	4,922	also 75 Prozent	Juden
in Jnrowlodz (Kielce)	„	2,175	„	1,885	„ 86,7 „	„
in Michalowka (Lublin)	„	3,036	„	2,709	„ 89,2 „	„
in Plotrkow (G. Warschau)	„	1,216	„	1,109	„ 90,4 „	„
in Edwabno (G. Lomscha)	„	3,985	„	3,686	„ 92,5 „	„

Wo sich die jüdischen Massen in solcher Weise zusammendrängen, da konnten sie nicht, wie in Deutschland und Frankreich, eine wirtschaftliche Oberschicht darstellen. Im Kaufmanns- und Handwerkerstande tritt ein gewaltige Ueberfüllung ein, und von der Landwirtschaft, der Urproduktion, die in Polen noch so viele Kräfte nähren könnte, hielten sie Gesetze und ungünstige Verhältnisse fern.

Die jüdische Ein- und Auswanderung.

Da aber unter den jüdischen Massen die Konkurrenz in ganz anderer Schärfe als bei weniger rührigen Stämmen waltet, wird eben dadurch der „osmotische Druck" in diesem engen räumlichen Behälter um so stärker, und der Abfluß aus ihm zeigt sich in der Massenauswanderung der Ostjuden; allerdings ist sie aus Polen lange nicht so stark wie aus dem übrigen Rayon. Immerhin entsandte Polen nach Nordamerika:

im Jahre	1908	8,313	Personen
„ „	1909	4,000	„
„ „	1910	ca. 7,500	„
„ „	1911	6,000	„
„ „	1912	6,800	„
„ „	1913	11,000	„

Im Durchschnitt 1909—1913 also jährlich 7300 Köpfe. Seltsam ist bei dieser Auswanderung ein doppeltes: Nicht wie bei anderen Stämmen wandern vorzugsweise die jungen, unverheirateten Männer, sondern es ist Familienwanderung. Im kräftigsten Mannesalter ziehen die Verheirateten samt ihren Familien übers Meer; im Lande bleiben die Alten und Schwachen zurück und leben bald von den kleinen Summen, die, drüben bei ganz anderen Nominallöhnen mit Leichtigkeit abgespart, in Polen bei der dort weit höheren Kaufkraft des Geldes die Alten zu Rentnern machen.

Und es ist hauptsächlich eine Handwerkerwanderung. Nicht der Kaufmann oder Händler stellt die Massen der Wanderer nach Uebersee. Der Handwerker, durch den Prozeß der Industrialisierung durch seltsame, gleich zu zeigende Ursachen aufs tiefste hinabgedrückt, zieht fort aus dem Lande, wo auch seit fast tausend Jahren die Grabsteine seiner Väter stehen. Er wandert hinüber, und doch wird der Druck in Polen darum nicht leichter.

Die Auswanderung wird nämlich überkompensiert durch Zuwanderung. Wie ist sie möglich, da doch das Zarenreich sich gegen den Eintritt ausländischer Juden so überaus zäh zu wehren versteht?

Nun, der Zuwachs kommt aus Rußland selber. Seit der Aera der Pogrome strömten die noch im Ansiedlungsrayon Gebliebenen zurück und zwar am liebsten vorthin, wo die Juden so dicht und in solcher örtlicher Majorität zusammenwohnen, daß ein Pogrom technisch unmöglich ist. Also nach Polen. Und wenn nach Kaplun-Kogan die Zunahme der polnischen Judenbevölkerung über ihr natürliches Wachstum hinaus etwa 16,000 Köpfe beträgt, so müssen wir, da jährlich über 7300 von dannen ziehen, mit einer jährlichen Zuwanderung von fast 24,000 Köpfen aus Rußland nach Polen rechnen.

Berufliche Gliederung der Juden in Kongreßpolen.

So sind denn unmittelbar vor Kriegsausbruch in Kongreßpolen, in den Städten und Städtchen des Landes etwa 2 Millionen Juden zusammengedrängt gewesen; es gehörten an:

dem Handel	39,04	Prozent der Erwerbstätigen
dem Gewerbe	34,89	„ „ „
dem Transportgeschäft	3,50	„ „ „
der Dienstboten- und Taglohnerschicht	8,31	„ „ „
den freien Berufen	4,38	„ „ „
der Landwirtschaft	2,33	„ „ „
dem Heere	0,99	„ „ „
den Berufslosen	6,56	„ „ „

Der jüdische Handel.

Zwei Fünftel aller Juden in Polen gehören dem Handel an; von den Nationalpolen noch nicht 2 Prozent. Der Kaufleute und Händler unter ihnen, die formal als „Gewerbebetreibende" gezählt werden, sind aber noch, wie gleich zu zeigen, weit mehr. Handel ist und bleibt auch in Polen das Hauptelement jüdischer Wirtschaftstätigkeit. Beginnen wir mit den Größten:

In jüdischen Händen liegt nahezu der ganze Absatz der Textilindustrie. Etwa 20,000 jüdische Reisende und Handlungsangestellte leben allein in Lodz, und obwohl die meisten von ihnen für die Provinz oder bei Werbung und Kontrolle der jüdischen Heimarbeiter tätig sind, so hat ihre Elite doch die kommerzielle Eroberung des Ostens für die polnische Textilindustrie durchgeführt, ihre Waren durch Innerrußland, über Nishnij-Nowgorod und Irbit, bis in den Kaukasus, Sibirien, Persien und selbst Kleinasien hinausgebracht. Die Produkte der gerade in Polen in ihrer traurigen Eigenart entwickelten Konfektionsindustrie vertreiben sie im ganzen großen Reiche und weit darüber hinaus; sie führen die Arbeit der jüdischen Tischler, ihre Fußbodenparkette, Möbel, Zigarrenspitzen vom Schwarzen bis zum Weißen Meer, sie organisieren den Export der zahlreichen Tabakfabriken, sie bringen das Erzeugnis der 8000 jüdischen Strumpfwirker ins Land. Großkaufleute sind es im besten Sinne, obwohl sie die Hinabdrückung der jüdischen Handwerkermassen vollenden; diese ist nun einmal, wie polnisches gibt es noch nicht, der intensive Selbständigkeitsdrang der jungen jüdischen Kaufleute unterbindet ihre Entstehung.

Die Konzentration von Waren, die der moderne Käufer im Warenhause sucht, findet er auf den großen Märkten. Dicht gedrängt wird da gehandelt, am liebsten täglich, unter höchster Steigerung von Handelsgeist und -Fähigkeit. Man sehe nur die hageren Judenfrauen zu Lodz oder Lowitsch, wie sie — im Augenblicke wechselnd zwischen Polnisch und Russisch, Jiddisch oder Deutsch — jede Schwäche in der Kaufneigung des einmal gefaßten Kunden zu erspähen wissen. In Lodz sind die Märkte spezialisiert; auf dem einen werden nur Textil- und Schuhwaren, auf einem anderen nur Zuckerwaren, auf einem dritten (bei der Hauptsynagoge) nur frische Lebensmittel gehandelt, und man muß den Eifer gesehen haben, mit dem dort um eine Apfelsine gefeilscht wird oder um einen halben Hering! Oder auch um rote Kopekenstücke, die man gegen österreichisches, deutsches oder Lodzer städtisches Papiergeld einzuhandeln sucht.

Ueberhaupt spielen die Märkte in Polen noch eine ganz andere Rolle als im westlichen Europa. Zwar sind sie in langsamer Abnahme begriffen, aber neben dem Händler wirkt der Unabhängigkeitsdrang der jüdischen Handwerker sie noch auf lange hinaus bevölkern.

Und gegen diesen jüdischen Handel, der das ganze Land belebt, und in seiner Ueberfüllung zwar dem Juden viel Not, dem Polen aber eine relativ billige und ungewöhnlich reiche Versorgung bringt, erhob sich vor mehreren Jahren der Ruf des Boykotts: „Kauft nicht bei Juden!" Die antisemitische Bewegung, die wir hier nicht zu schildern haben, hat polnische Konsumvereine entstehen lassen, auch polnische Geschäfte, die auf den Antisemitismus spekulierten. Nach der ganzen, hier geschilderten Sachlage mußte der Ruf gegen den jüdischen Handel wirkungslos bleiben. Schwerer traf er den jüdischen Handwerker.

Das jüdische Handwerk.

Aus rituellen Gründen waren von jeher drei Handwerker unter den Juden sehr stark vertreten: Schlächter, Bäcker und eines biblischen Verbotes wegen Schneider. In Polen haben sie, wie schon erwähnt, auch die anderen Handwerke früh übernommen, und nur langsam sind die Polen ihnen nachgedrungen. Um die Jahrhundertwende fand eine Untersuchung statt, die folgende Ergebnisse zeitigte: es lebten damals in Polen von

dem Bekleidungsgewerbe	18,	
dem Nahrungs- u. Genußmittelgewerbe	17	
dem Textilgewerbe	4	„
dem Metallverarbeitungsgewerbe	9,2	„
dem Baugewerbe	2	„

Im Verhältnis der Bevölkerungszahl waren sie im Bekleidungsgewerbe siebenmal so stark als die Polen, in der Tabakverarbeitung 35mal so stark, in Uhren-, Instrumenten- und Spielwarenherstellung etwa 10mal, im Goldschmiede- und Luxusartikelgewerbe 5mal, im Nahrungsmittelgewerbe 3mal, und im Baugewerbe doppelt so stark. In der Textilindustrie waren beide etwa gleich, und das Verhältnis verschiebt sich zugunsten der Juden, je mehr es zur Urproduktion, zumal zur Schwerindustrie, hin geht. Die Beliebtheit der einzelnen Handwerke unter den Juden hat Margolin plastisch gezeigt. Man hat diese Berufsgruppierung unter die Formel gefaßt: Die Juden arbeiten in den Endstadien der Produktion. Ihre Mitarbeit ist am geringsten bei der Gewinnung der Rohstoffe, sie steigt, je mehr die Ware sich der Vollendung nähert, sie wird am größten zum letzten Stadium der Produktion, nämlich beim Absatz der fertigen Ware durch den Handel. Unter den Ursachen dieser seltsamen Erscheinung stellt Margolin die Beobachtung voran, daß viele Bergwerke und sonstige Gewinnungsstätten der Rohstoffe außerhalb des „Rayons" liegen und die Juden deshalb schon von ihnen ausgeschlossen seien. Doch liegen die Kohlengruben zu Dabrowa und Tschenstochau mitten im Rayon, und doch sind die Juden trotz aller Bedürftigkeit nur wenig darin zu finden (1898 samt Angehörigen 654 Seelen).

Vielleicht erblickt man den Entwicklungsgang richtig, wenn man die Juden vom Handel her ins Gewerbe hineingedrängt sieht, und die besonderen Formen, die das jüdische Handwerk in Polen annimmt, versteht man am besten, wenn man zwei Grundströmungen wirken sieht: Den Drang nach Selbständigkeit, nach einem Hoffnungsschimmer auf Emporkommen und den Zug zum Handel, zur Warenvermittlung.

Der jüdische Handwerker strebt, seiner Hände Werk selbst abzusetzen. Die alte, normale Art auf Bestellung für Kunden zu arbeiten (Kundenproduktion), ist ihm für die große Masse der Landbevölkerung schon durch seine Gebundenheit an die Stadt äußerst erschwert. So sucht er seine Abnehmer auf den Messen zu gewinnen, er bevölkert die Jahrmärkte, deren nach einer Untersuchung vor 16 Jahren im Gouvernement Lomza jährlich 177, im Gouvernement Radom gar 331 stattfanden. Diesen Typ des „Warenhandwerkers" sieht man wohl auch nach Kirchenschluß in den Städtchen und Dörfern, er zieht gelegentlich hausierend übers Land und arbeitet wohl auch als „Wanderhandwerker" im Hause, solange der Tschinownik es duldet.

Richtige Kundenproduktion kann der Handwerker an seinem Wohnorte versuchen, doch mühen sich um denselben Kunden nicht nur allzuviele jüdische Handwerkskonkurrenten, sondern da tritt ihm die große „Liquidationsanstalt des alten Handwerks" entgegen, das Magazin. Es findet seine Stütze in den modernen Umwandlungen des Bedarfs, denen wir alle unterworfen sind, und die auch in Polen ihren, für die Handwerker so verderblichen Eingang gefunden haben: Mode ist der Sammelname für die eine Seite dieser Erscheinungen, Auswahl der für die andere. Der moderne Käufer will sich nicht auf die Geschicklichkeit eines Handwerkers verlassen, wenn er Hut und Kleid, Zimmereinrichtung oder Zigarre kauft. Fix und fertig will er all das sehen, möglichst viele solche Gegenstände verschiedenster Ausführung und Qualität nebeneinander, aus denen man dann prüfen, auswählen und — höchste Wonne — wieder umtauschen kann. Das eben bietet der große Laden, das „Magazin"; es läßt auf Vorrat arbeiten, beschäftigt hunderte von Handwerkern zugleich; wo sie sitzen ist gleichgültig, je billiger, desto lieber. So wird der armseligste Handwerker der bellletzte, seine niedrige Lohnforderung wird zum Normalmaß für alle anderen, er wird zum „Grenzkuli", zum Maßstab der Löhne nach unten, an oder jüdische Handwerker-Grenzkuli ist eine der traurigsten Figuren.

In der Auswahl kann er nicht mehr Schritt halten. Zu wesentlicher Kapitalbildung reicht sein winziges Einkommen ohnehin nicht aus. Margolin berichtet, daß von den polnischen Schneidermeistern um die Jahrhundertwende nur etwa 20 Prozent die Einkommensgrenze von 400 Rubeln (800 Mark) erreichten, ihrer 47 Prozent mußten mit 250 bis 300 Rubel jährlich ihr Dasein fristen, und ein volles Drittel (33 Prozent) hatten weniger als 250 Rubel jährlich zu verzehren.

So sucht der Handwerker sich mit fremdem Kredit in seiner Existenz zu halten. Aber das zinslose Gefälligkeitsdarlehen, der Gmilath Chessed, kann ihm beim allgemeinen Kapitalmangel nur selten helfen, und so muß der „Wucher" eingreifen, eine seltsame Darlehensform, Anleihe kleiner Beträge, die von Woche zu Woche verzinst wird, wöchentlich mit 1 bis 3 Prozent, also jährlich mit 50 bis 150 Prozent, und deren Zinsbetrag solange bleibt, bis die ganze Schuld getilgt ist. Dabei erfolgt die Tilgung nicht selten in Waren, die dann zu niedrigsten Preisen angerechnet werden — ein umgekehrtes Truckssystem schlimmster Art.

Die jüdische Genossenschaftsbewegung, die bis 1909 in Kongreßpolen 59 jüdische Leih- und Spargenossenschaften hatte entstehen lassen, sucht dieser Ausbeutung entgegenzuwirken; sie hat sicherlich segensreich gewirkt, doch kann sie das Hinabsinken des jüdischen Handwerkers in die Hausindustrie nicht aufhalten; sie wird wohl nur das Kapital des „Verlegers" ergänzen. Damit sind wir schon in die Sphäre der modernen Industrie eingetreten.

Die jüdische Industrie.

Die beiden vorigen Abschnitte haben schon das Werden des einen bedenklich wachsenden Zweiges der polnisch-jüdischen Industrie, der Hausindustrie, gezeigt. Wir sahen ja, wie der Magazinhändler zum Verleger, der jüdische Handwerker zum Heimarbeiter wird.

In einer Fülle von Formen führt dieser Prozeß in den verschiedensten Gewerben zum gleichen, traurigen Resultat: Der Magazinunternehmer, der sich meist zum Grossisten, oft genug zum Exporteur entwickelt, sendet seine „reisenden Kommissionäre" übers Land; sie arbeiten oft mit Zwischenmeistern („Lieferanten"), die noch große Bruchteile des kärglichen Lohnes für sich vorwegnehmen: die Reisenden verteilen mit den Aufträgen auch das Rohmaterial (Garn, Wolle, Felle) und auch an diesem bereichern sich die Zwischenmeister noch so regelmäßig, daß — nach Margolin — gestohlene Garnspulen geradezu als Zahlungsmittel kursieren. So sinkt, während die Arbeitszeit dauernd steigt, das Verdienst der jüdischen Heimarbeitermassen tiefer und tiefer. Der selbständige Schneider, der noch 500 Rubel verdiente, sinkt als Heimarbeiter auf die Hälfte, Gesellen müssen sich mit 140—160 Rubel jährlich begnügen. Damit wird dann auch in diesem genügsamen Milieu mit hohem Geldwerte doch die Grenze des höchsten Lohndrucks erreicht. Der jüdische Heimarbeiter wandert aus nach den Gebieten minderen Lohndrucks. Mit ihm wandert das drückende System der Heimarbeit nach Belgien, England, Amerika und während die Geschicktesten bald zum Zwischenmeister, viele andere auf anderen Wegen emporsteigen, bedeuten für die abgewanderten Massen schon etwas erhöhte Lohnsätze gegenüber daheim einen Aufstieg, doch sie selber wirken für die Arbeitermassen der Einwanderungsländer als lohndrückende Grenzkulis.

Weshalb aber bleiben sie nicht daheim und wenden sich der heimischen polnischen Fabrik als Arbeiter zu? Diese blüht doch, wie uns Rosa Luxemburg zuerst gezeigt hat und wie der Augenschein lehrt in ihren drei Hauptrayons Lodz, Warschau, Sosnowice mächtig empor, hat einen dauernd wachsenden Arbeiterbedarf und muß nach Schulze-Gävernitz' berühmter Formel den wirtschaftlichen und sozialen Fortschritt bringen. Da stehen wir vor einer jener Rätselerscheinungen im ostjüdischen Leben. Der Jude wird nicht in Massen zum Fabrikarbeiter, er „industrialisiert sich nicht".

An der Tatsache kann kein Zweifel mehr sein. Unter fast zwei Millionen Juden in Polen findet man nicht ganz 12,500 wirkliche Fabrikarbeiter. In der Fabrikstadt Lodz leben 20,000 jüdische Reisende und sonstige Handelsangestellte, viele tausend Handwerker und Gesellen, aber kaum 1000 wirkliche Fabrikarbeiter.

Der Ursachen dafür hat man viele genannt. Die wichtigste ist zweifellos:

1. Die rückständige Entwicklung der jüdischen Fabrik. Jüdische Arbeiter sind im wesentlichen auf jüdische Fabriken angewiesen. Die Juden, im übrigen Europa und in Nordamerika die Mitschöpfer der Großindustrie, zumal bei allen Webstoffen, haben ihre Entstehung in Polen anderer, hauptsächlich deutscher Initiative überlassen. Wohl zählte man im ganzen Rayon schon um die Jahrhundertwende 3000 Fabriken jüdischer Eigentümer, fast 40 Prozent aller Fabriken, aber ihre Größe blieb hinter denjenigen der anderen zurück, ihre Durchschnittsproduktion war kaum die Hälfte derjenigen christlicher Eigentümer. Und selbst in den jüdischen Fabriken bleiben die jüdischen Arbeiter prozentual hinter den anderen zurück, um so mehr, je mehr der ganze Betrieb mechanisch, eigentlicher Großbetrieb wird. Damit berühren wir die

2. Ursachenreihe der Nichtindustrialisierung des jüdischen Proletariats: In seinem Unabhängigkeitsdrang und unauslöschlichen individuellen Geltungswillen kann der Jude sich in die Mechanisierung, die absolute Gleichmacherei der großindustriellen Maschinerie nicht einordnen; aussichtsloses Gleichgestelltsein mit allen anderen geht ihm gegen die Natur.

3. Die Sabbatruhe, deren Strenge im ganzen nicht assimilierten Judentum Polens unerschüttert ist, kann für die übrigen Arbeiter, denen der Sonntag heilig ist, nicht durchgeführt werden; die Speisegesetze verbieten Einführung gemeinsamer Fabriktantinen. Erschwerend wirkt die meist niedrigere Lohnforderung des nichtjüdischen Arbeiters, dessen Familie oft auf dem Lande eine weitere Unterhaltungsmöglichkeit hat, während der Jude von Arbeit seinen ganzen Bedarf decken muß, der ohnehin bei ihm als alten Stadtbewohner höher ist. Und zuletzt doch nicht zum wenigsten: Der Antisemitismus der nichtjüdischen Arbeiter und Werkmeister. Da der Jude sich bisher nicht „industrialisiert" hat, betrachtet die polnische Arbeiterschaft die Fabrikarbeit als ihre Domäne und erzwingt gelegentlich bei Einführung von Dampfkraft die Entfernung jüdischer Arbeiter aus Fabriken, in denen sie bei Handarbeit seit vielen Jahren ungestört tätig waren.

So erleben wir das seltsame Schauspiel, daß der „Allgemeine Jüdische Arbeiterbund in Polen und Litauen" (gegr. 1897), der einer der ersten radikalen Vertreter marxistischer Gedankenwelt im russischen Reiche war, und somit theoretisch das Werden des Großkapitalismus nur begrüßen konnte, sich praktisch doch ganz überwiegend aus Handwerkern und Heimarbeitern rekrutierte, deren materielle Interessen der Ausbreitung der Großindustrie schroff entgegengesetzt waren. Die Industrialisierung Polens trieb jüdische Massen teilweise ganz aus dem regulären Erwerbsleben hinaus.

Wirtschaftliche Kriegswirkungen für die polnischen Juden.

Schon als vom fernen Osten her die Kosaken bei der Mobilmachung einrückten, waren die Juden als Rechtlose nicht selten das Ziel ihres Tatendranges. Der Antisemitismus der Nationalpolen bezeichnete sie, deren Söhne in höherem Prozentsatz als die der anderen Stämme im russischen Heere standen, als national unzuverlässig, und während des Stellungskrieges beschlossen, wie der Bericht im Lodzer Tageblatt es so kurz sagt, hinter der russischen Front „die ertige (örtlichen) Poljaken, auszutreiben die Jyden", selbst „in Städtel Radoschitz", wo sie über 50 Prozent der Bevölkerung ausmachen, und wo der russische Kommandant dieser freundlichen Anregung alsbald Folge leistete. Bekannt sind die massenhaften Austreibungen der Juden dann im Bewegungskriege; schauerliche Bilder solcher Züge haben wir auf den Straßen Ostpolens täglich erblicken müssen. Nach vielen Niederbrennungen blieben zwar die größeren Städte durchweg intakt; aber die kleineren Dörfer und Einzelgehöfte waren meist radikal niedergebrannt.

Dennoch leidet der Bauer in Polen nicht so schwer wie der Städter und vor allem der Jude. Ihm half ja der Boden, die noch gebliebenen Lebensmittelvorräte, zumal an Kartoffeln und Vieh, über die schlimmste Not hinweg. Ganz anders bei den Juden.

1. Ihr Wirtschaftsleben war zum großen Teil nach Osten gerichtet. Dorthin arbeitete ihre Hausindustrie, dorthin richteten die Fabrikanten ihren Absatz, von dort bezogen sie ihre wichtigsten Rohstoffe. Von dieser ihrer Lebensquelle wurden sie mit dem Augenblick der Besetzung abgeschnitten.

2. Die ganze Textilindustrie im weitesten Sinne, für Wolle und Baumwolle, Kunstwolle, Jute und Flachs verlor den Zustrom von Rohmaterial. So wurde Fabrik, Handwerk und Heimarbeit gleichsam mit einem Ruck stillgelegt und fast einem Drittel der polnischen Juden die kärgliche Nahrungsquelle abgegraben.

3. Schon vor der Besetzung war eine ungeheuerliche Störung des ganzen Wirtschaftslebens dadurch hervorgerufen worden, daß die russische Reichsbank, die wichtigste Lieferantin der Zahlungsmittel aus Westpolen einfach alle Barbestände zurückzog und ihre Zahlungen einstellte. So trat ein unerwarteter, allen Geldverkehr zerrüttender Mangel an Zahlungsmitteln ein.

Dennoch litt der kleine Handel zunächst nicht so sehr, wie man es hätte erwarten sollen. Infolge seiner zersplitterten, rückständigen Organisation waren die vorhandenen Vorräte weit größer, als etwa im besetzten Nordfrankreich, und der deutsche und österreichische Soldat war ein eifriger, zahlungswilliger Käufer; noch im Mai 1915 fand man in den seit Dezember besetzten Gebieten Vorräte an Südfrüchten und Südweinen, an Schuhwerk und Schmuckstücken; selbst Depots deutscher militärischer Kleidungsstücke wußten uns die dienstfertigen Jungen auf den Straßen schon anzugeben, es war wirklich noch so ziemlich „für Geld zu haben alles". Freilich oft nur für viel Geld. Und eben daraum mangelte es alsbald den jüdischen Massen.

---

*) Der nachstehende Artikel erschien in der Oktober-Nummer 1916 der „Süddeutschen Monatshefte". Die Ausführungen beziehen sich auf den Juden in Polen bis zum Ausbruch des Krieges.

Was wird aus der deutschen Geselligkeit?

Von **Viktor Ottmann.**

(Berliner Lokalanzeiger, 21. Januar.)

Wir hatten gehofft, daß mit Beendigung des Kriegszustandes auch die Geselligkeit wieder aufleben würde, die Geselligkeit in den Formen, wie wir sie lieben. Mit der Aussicht auf Besserung, auf baldige Rückkehr der zwanglos gemütlichen Zusammenkünfte von Gleichgesinnten im Rahmen des Herkömmlichen und Altgewohnten ist es freilich noch schlecht bestellt. Vorläufig fehlt es noch so ziemlich an allem, an der Stimmung sowohl wie ganz besonders an den stofflichen Grundlagen. Denn es ist nun einmal so, und wir brauchen uns dessen nicht zu schämen: der Deutsche hat die Geselligkeit am liebsten in Verbindung mit einem gewissen Maß materieller Verpflegung und körperlichen Wohlbehagens, er sitzt nicht gern „trocken" am Tisch, sondern wünscht sich auch etwas Gutes auf den Teller und ins Glas. Andere Völker, andere Sitten. In Frankreich oder Italien hat schon mancher Landsmann zu seinem Erstaunen bemerkt, daß dort eine Einladung zum Abend keinesfalls immer die Darbietung leiblicher Genüsse in sich schließt, es sei denn, daß eine Tasse Tee und ein wenig Gebäck als vollgültige Verpflegung betrachtet werden. Wir denken da großzügiger. Lud man bei uns einen Bekannten zum „Butterbrot" ein, so bedeutete das in liebenswürdiger Uebertreibung nach unten einen gutbesetzten Abendbrottisch, zum mindesten ein paar Schüsseln mit Aufschnitt, oft genug auch eine Kalbskeule mit allen Schikanen oder einen anderen Braten, dazu neben Tee Bier oder Wein. Wir haben uns diese angenehme Sorte von „Butterbroten" in den letzten Jahren leider abgewöhnen müssen, und es wird noch mancher Tropfen ins Meer der Tränen rinnen, ehe sie wieder in alter Glorie in die Erscheinung treten.

Es ist ja heute bei uns sehr im Schwang, Vergangenes zu überprüfen und Fehler und Irrtümer zu bekennen. Gestehen wir also nur offen ein, daß wir fürher in der üppigen Zeit vor dem Kriege, im Punkte der Geselligkeit bisweilen doch gesündigt haben und daß manches, was in den letzten Jahren auf gesellschaftlichem Gebiet durch den Zwang der Verhältnisse verschwinden mußte, am besten für immer verschwunden bliebe. Gegen eine Geselligkeit, wie sie unter dem vorhin erwähnten Zeichen des stark erweiterten Butterbrotes gedieh, wird sich nichts einwenden lassen, wofern sie in weiser Beschränkung nicht aus dem Rahmen behäbig-bürgerlicher Gastfreundschaft fällt. Reizend ist es, wenn sich ein kleiner Kreis gleichgesinnter oder wahlverwandter Menschen, die sich gegenseitig etwas zu sagen, etwas zu bieten haben, unter der Obhut einer treusorgenden Hausfrau um die Tafel schart, wenn ein Bravourstück der Küche, ein guter Tropfen, mit Ernst und Heiterkeit gewürzt, die Zungen löst und die Herzen näherbringt. Solche Symposien, nicht zu häufig und nicht zu selten veranstaltet und womöglich die Reihe herum, sind ein Jungbrunnen für Geist und Gemüt, der schönste Lohn für eine von Arbeit erfüllte Woche. Aber wie oft hat maßlose Uebertreibung in jener Zeit, die uns jetzt fast legendenhaft erscheint, die Formen edler Geselligkeit verzerrt! In welchem Umfang waren aus harmlosen Festivitäten geistlose „Abfütterungen" geworden, deren Veranstalter sich nach dem Beispiel des römischen Schlemmers Trimalchios gegenseitig zu überbieten suchten! Leider hat sich, wir wollen es offen gestehen, dieser ungesunde Zug zum Fresserischen und Prunkenden keineswegs allein auf jene Kreise beschränkt, bei denen man das im Hinblick auf ihre Herkunft und Hemmungslosigkeit allenfalls verstehen konnte; der Mangel an Maßhalten machte sich auch oft genug dort bemerkbar, wo er nicht erwartet werden durfte und deshalb um so peinlicher berührte. Man wird diese mechanischen Abfütterungen einer übergroßen Anzahl von Gästen, die sich kaum kennen oder sich gleichgültig gegenüberstehen, die endlosen, kostspieligen Speisefolgen, alle die Umstände, die das ganze Haus auf den Kopf stellten, ohne irgendeinem Teilhaber wahre Freude zu bereiten, gern für immer erledigt sehen

Vielleicht sorgt dafür schon der Zwang der Zeit. Höchstwahrscheinlich haben wir auch nach Friedensschluß mit wirtschaftlichen Verhältnissen zu rechnen, die gerade dem gebildeten Mittelstand eine Sparsamkeit zur Pflicht machen, wie sie unseren Voreltern vor hundert Jahren aufgenötigt war. Man wird mit einer kleineren Wohnung vorlieb nehmen, wird vielfach auf Dienstboten ganz verzichten und sich mit vorübergehender Aushilfe begnügen müssen. Der aufs äußerste eingeengte häusliche Rahmen verbietet dann schon ohnehin ausgedehnte Gastereien, ganz abgesehen von der auch noch weiterhin zu erwartenden Knappheit und Teuerung aller Lebensmittel. Aber sollen wir deshalb auf die Pflege der Geselligkeit im eigenen Heim verzichten, sollen wir uns zu allen anderen Entsagungen auch noch diese auferlegen? Keineswegs! Es bedarf nur einigen guten Willens, einiger Anpassungsfähigkeit, einigen Humors, und wir werden bald die Erfahrung machen, daß unsere Geselligkeit gerade durch die Vereinfachung des ganzen Apparats an intimen Reizen gewinnt. Die gute deutsche Hausfrau wird zeigen, daß sie, vielleicht unterstützt von einem Haustöchterchen, auch ohne Kochfrau und sonstige fremde Hilfe sehr wohl imstande ist, ihren Gästen eine tüchtige Wirtin zu sein. Wir wollen uns wieder darauf besinnen, daß es bei solchen Zusammenkünften mehr auf das Wie als auf das Was ankommt. Gute Laune und den guten Willen, sich von der besten Seite zu zeigen, muß jeder mitbringen, und damit ist schon für das Wichtigste gesorgt. Die Bewirtung soll auskömmlich und erfreulich, aber so anspruchslos sein, daß sie dem Gastgeber weder empfindliche Ausgaben noch übergroße Beschwerden verursacht. Eine ganz einfache Schüssel, vielleicht nur ein Hausmannsgericht, aber mit Hingabe und Verständnis bereitet, kann auch im Rahmen der bescheidensten Häuslichkeit geboten werden. Und was das Pokulieren betrifft, auf das wir Deutsche ja nicht unerheblichen Wert legen, so heißt es, sich nach der Decke strecken. Wein wird voraussichtlich noch auf lange Zeit hinaus knapp und teuer sein, so daß er nur als besonderes Festgetränk in Frage kommt. Inzwischen erinnert sich aber Gambrinus, hoffentlich seiner einstigen Kraft und Fülle und beschert uns statt des furchtbaren Kriegsgebräus bald wieder einen achtbaren Tropfen. Es wird wohl also dahin kommen, und das wäre auch aus triftigen inneren Gründen durchaus zu wünschen, daß unsere Geselligkeit einen mehr familiären Charakter annimmt, daß der häusliche Verkehr sich auf einen kleinen Kreis von wirklich zusammengehörigen, sich gegenseitig suchenden, gegenseitig erfreuenden Menschen beschränkt, daß große Gesellschaften überall, wo sie nicht aus besonderen Gründen durchaus nötig und unvermeidlich sind, als lästig, kostspielig und unersprießlich vermieden werden, und daß der ganze Stil der gesellschaftlichen Veranstaltungen zu den schlichtesten Formen zurückkehrt. Ist es noch nötig, zu sagen, daß Einfachheit nicht Mangel an Sorgfalt, nicht Kulturlosigkeit bedeutet? Es wäre bedauerlich, wenn eine solche falsche Auslegung des Begriffs Verwirrung stiftete. Gerade in den Grenzen der Schlichtheit läßt sich in hohem Maße Geschmack und Anmut bekunden, und dafür zu sorgen, mag eine der vielen schönen Aufgaben sein, die den Hüterinnen unseres Herdes jetzt, wo es sich um größere Verinnerlichung unserer ganzen Lebensführung handelt, winken.

Sechsfingerige Familien.

In der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse der Gesellschaft der Wissenschaften zu Christiania